

Wiesbadener Tagblatt.

44. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugspreis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

13,500 Abonnenten.

Anzeigenpreis:
Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg. für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Neclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg.
für Auswärts 75 Pfg.

No. 380.

Bezugs-Preisnehmer No. 52.

Samstag, den 15. August.

Bezugs-Preisnehmer No. 52.

1896.

Abend-Ausgabe.

Der Czar auf Visite.

Der junge Czar ist im Begriff, den Fürsten der euro-
päischen Staaten seine Mittheilungen zu machen, das ist
selbstverständlich; eine dieser Mittheilungen gilt auch dem deutschen
Kaiser, das ist noch mehr als selbstverständlich. Der junge
Czar erwirbt die Höflichkeit, die seinem Vater Kaiser
Wilhelm II. erwiesen wurde. Als dieser den Thron bestiegen
hatte und seine Reise an die Höfe unternahm, galt sein
erster Besuch dem Caren. An diese Reihenfolge hat Czar
Nikolaus sich nicht gehalten; sein erster Besuch führt ihn
nach Wien, und erst sein zweiter Besuch gilt dem deutschen
Kaiser, den er nicht in der Hauptstadt des Reichs, sondern
wenn nicht noch im letzten Augenblick eine Veränderung des
Programms erfolgt, in Breslau aufsucht. Die Wahl dieses
Ortes, die offenbar nicht vom deutschen Kaiser, sondern vom
Caren getroffen worden ist, hat nicht ohne Grund be-
kannt. Der Czar hat seine Besuche, soweit bis jetzt
bekannt, in Wien, in Kopenhagen, in London, in Paris,
in Darmstadt ab; weshalb ist in Breslau und nicht in Berlin?
Man macht geltend, daß Breslau die zweitgrößte Stadt
Preußens und preussische Residenz sei. Aber Berlin ist
die größte Stadt Deutschlands und deutsche Residenz, und der
Besuch des Caren gilt nicht dem Könige von Preußen,
sondern dem Kaiser von Deutschland. Man macht ferner
geltend, daß schon des Caren russische Caren mit preussischen
Herrschern in den Mauer des Breslauer zusammengetroffen
sind. Aber damals gab es nur ein Preußen und kein
Deutschland; dem deutschen Kaiser gehörte unseres
Erstbesuch in der Residenz des Deutschen Reiches.
Offiziell sich gebührende Stimmen wollen sogar herau-
srufen, daß gerade, weil der Czar den Kaiser nicht in
Berlin, sondern in Breslau beim Mäander besuche, dieser
Besuch, einen viel bedeutsameren Charakter habe und die
besondere Intimität der persönlichen und politischen
Beziehungen der beiden Mächte und Herrscher dar-
stelle. Dieser Wunsch höherer Weisheit ist dem niederen
Erkenntnis zu hoch, als daß er ihn fassen und be-
greifen könnte.

Wenn wir trotzdem fern davon sind, uns durch den Um-
stand, ob der Czar seinen Besuch in Breslau oder Berlin
abstatten, irgendwelche aus unserer politischen Lage bringen zu
lassen, so liegt das daran, daß wir derartigen Fürsten-
besuchen überhaupt keine sonderliche Bedeutung beimessen.
Der Gang der Politik wird heute im Wesentlichen durch
die Interessen der Völker bestimmt. Persönliche Eindrücke,
Neigungen und Leidenschaften mögen wohl hin und wieder
tätig in den Gang der Politik eingreifen, aber sie spielen
doch nur eine untergeordnete Rolle. Auch die Reise des
Caren nach Breslau, von wo aus er sich nach Paris
wenden wird, um mit dem Erbprinzen Deutschlands die

Allianz zu bekräftigen, wird in dem status quo der Beziehungen
Deutschlands zu Deutschland nichts ändern, sie weder verbessern
noch verschlechtern.

Der Czar kann nicht beanspruchen, in Deutschland herz-
lich empfangen zu werden; er hat aber das Recht auf einen
höflichen und freundlichen Empfang. Die Zeiten sind
vorüber, in denen Friedrich Wilhelm III. im Testament seinen
Nachfolgern einprägte, alles Heil von der Freundschaft mit
Austland und Oesterreich zu erwarten. Das Preußen der
dreißiger Jahre ist nicht mehr das Preußen und Deutsch-
land von heute. Noch jetzt gilt das Wort des Fürsten
Bismarck, daß das Gold der Dankbarkeit gegen Ausland
beglückt sei; wir haben keinen Anlaß, um Ausland
Freundschaft zu fühlen, wir sind dem Moskowitertum
keine Erkenntlichkeit schuldig. Wir haben freilich auch keinen
Anlaß, nicht die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu
unserem russischen Nachbar zu wünschen. Diese guten Be-
ziehungen liegen gleichmäßig im Interesse beider Länder.
Fast nirgends auf dem Weltkreis haben Deutschland und
Austland entgegengelegte Interessen. Beide Mächte können
in Frieden, ja selbst in Freundschaft leben, so lange das
Moskowitertum seinen Ausdehnungs- und Eroberungsdrang,
dem es aber auf abschließende Zeit in Asien genug thun kann,
in Schranken hält.

Stellen wir Deutschland und dem Caren gegenüber auf
den Standpunkt: „Nun kann ich Euch erscheinen, ruhig
gehen schen!“, so hat in Paris der Czar „Väterchen kommt!“
einen wahren Hergensabbatz hervorgerufen. Der Witz der
freisinnigen Republikaner schnappt bereits über vor Ver-
gier, den despotischen Herrscher aller Neuen in Freundschafts-
und Liebesbänder zu schlagen. Die Quantität und die
Qualität dieser vorgeschlagenen Liebesbeziehungen macht das
Unzulängliche zum Ereignis, aber einen Vorstoß vermissen
wir noch, den, daß jene echte Patriotin von jetzt an als
Prologe die heilige Knete trägt.

Der Czar weiß, weshalb er nach Paris geht. Das gelb-
bedürftige Ausland hat von Frankreich eine erschreckliche
Anzahl Milliarden geordert, und diesen Milliarden werden
in Kurzem weitere folgen. Auf einem Köhler Karneval ist
ein bekanntes Lied mit den Worten parodiert worden: „Und
hast Du einen angepumpt, so thu' ihm, was Du kannst,
zu Blei, und mach' ihm jede Stunde froh, und mach' ihm
keine Stunde trüb.“ Dem bescheidenen Jergen des rewan-
dernden Franzosen ist mit dem Besuche des Caren
geboten, ob auch der Freundschaftserklärung nie die Kriegs-
erklärung gegen Deutschland folgen wird, die den fahlen
Traum des französischen Patrioten bildet. Frankreich dis-
kontirt die Revanchehoffnung bereits jetzt in bar, das ist
für Frankreich eine böse Terminfaktulation, für den Czar
aber ein gutes Kassengeschäft. Wird der „großen Nation“
ewig eine Freundschaft genügen, deren Motto lautet:
„Pump' mir Moos und sei mein Freund“?

Fritios Hansen.

Aus dem hohen, unwegsamen Norden, dessen starrende,
tiefenstehende Eisflächen kein Mensch Fuß betreten,
ist Fritios Hansen nach drei Jahre langer abenteuerlicher
Fahrt, die an die Meerfahrten des alten Wikingergeschlechtes
gemahnt, glücklich und wohlbehalten und zumbedeutet heim-
gekehrt. Zu gleicher Zeit — welsch wunderbarer Zufall!
— ist die Freudenlaute von Hansens Heimkehr zu uns ge-
langt, während die ganze civilisierte Welt mit angepanntem
Interesse und wachsender Erregung der entscheidenden
Nachricht harret, ob, worüber bis jetzt noch keinerlei Be-
stätigung der ersten Nachricht vorliegt, der kühne Luftschiffer
André in Kolumbien gelandet, ob ihm seine abenteuerliche
Fahrt geglückt, und ob er noch mehr als Hansen den
Nordpol selbst erreicht hat.

Denn dieses höchste letzte Ziel zu erreichen, ist Hansen
nicht vergönnt gewesen. Aber was er erreicht, ist wertvoll
und bewundernswürdig genug. Während vor ihm noch
Niemand bis zu dem 85. Grad nördlicher Breite gelangt
war, ist er bis über den 86. Grad hinaus vorgedrungen,
sodass ihn nur noch 14 Meilen von dem letzten Ziele
trennten. Ob diese letzte eisstarrende Strecke überhaupt in
absehbarer Zeit von irgend einem Forscher durchwiesen
werden wird, das will uns fast zweifelhaft erscheinen.
Denn wenn einer prädestiniert war, diese schwere
Aufgabe zu vollbringen, so schien es Hansen zu sein, dieser
Mann von kühner Thatkraft und großer Ausdauer, der
sich durch seine Gröndlandreisen den Ruf eines unserer
kühnsten und verwegenen Forscher erworben hatte und
dem in dem Kapitan Enderby ein Helfer zur Seite stand,
dem vieljährige Erfahrung und die genaueste Kenntnis der
nördlichen Meere zur Seite standen. Ob das, was Hansen
nicht gelungen, einem späteren glücklicheren Forscher auf
demselben Wege, auf dem Wege durch die unwegsamen
Eismassen, gelingen wird, dafür ist die Wahrscheinlichkeit
sehr gering, als die, daß der kühne Luftseger André sein

Ziel erreicht hat, oder daß es, wenn die Meldung eine
irrtümliche war, bei einem neuen Versuch, den er oder
ein Anderer auf diesem nicht mehr unmöglichen Wege
unternimmt, erreicht werden wird. Es hat den Anschein,
als wenn für einige Zeit der Weg zum Nordpol nicht durch
das Eis, sondern über das Eis genommen werden wird.

Es ist von hohem Interesse, den Weg zu verfolgen, den
Hansen bei seiner kühnen Fahrt genommen hat. Der Weg
zum hohen Norden ist vor allem dadurch erschwert, ja, wie
man bisher annahm, unmöglich gemacht, daß die Fahrt von
Winden und Strömungen abhängt, die oft sehr rasche
Wechsel in der Lage der Eismassen hervorruft, sodass das
Fahrtwasser fortwährende Veränderungen erleidet. Hansen
wollte den Gefahren, welche der durch Winde und Strömungen
und die veränderte Lage der Eismassen hervorgerufene
Wechsel im Fahrtwasser erzeugt, auf eine ganz neue Weise
begegnen. Er baute seine Theorie auf die berühmten Hosen
des Matrosen der „Jeanette“ auf und folgte aus der
Thatfache, daß jene Hosen von den Nordpolarischen Inseln
ausgehend über den Nordpol nach der gröndländischen Ost-
küste geschwemmt worden waren, daß dem sibirischen Eis-
meer aus ein mächtiger Strom in ein offenes Polarbecken
führt, und daß ein Schiff, wenn man es ohne gewaltsame
Fortbewegung im Eise einmalt sich selber überläßt, mit der
Zeit quer durch das Polarbecken wieder an der Ostküste von
Gröndland heruntergetrieben werden muß. Die jetzige Ankunft
Hansens in Bardeau hat die geniale Theorie des verwegenen
Forschers voll und glänzend bestätigt.

Aber nicht nur betreffs des Weges, den er einschlagen
musste, sondern auch in der Zeit, die er erforderte, hat
Hansen Recht behalten. Auf genau drei Jahre, wenn Alles
glücklich ginge, hatte Hansen seinen Weg berechnet. Diese
Vorausage ist wirklich eingetroffen. Am 24. Juni 1893
verließ er auf dem eigens zu diesem Zweck gebauten Schiffe
„Fram“ in Begleitung von vierzehn Gefährten und mit
einer auf 5 Jahre berechneten Vorräthung an Nahrungs-
mitteln Christiania. Am 21. Juli fuhr die Expedition von

Das Jungfernbahnprojekt.

Von Paul Ludwig.

Vor ungefähr acht Tagen wurde eine der gewaltigsten, größten
Unternehmungen unserer Zeit, deren Ausfühbarkeit von allen
Seiten fast bewiesen, wenn nicht gar direkt gelungen wurde,
begonnen. Die ersten Eisenbahnen wurden gemacht, und die Ab-
fertigung der ersten Route, von St. Petersburg bis zum Beringsee,
vollendet. Es hat den Anschein, als ob mit dieser Thatfache mit
dem endlichen Beginn der Arbeit nicht nur in allen maßgebenden
Kreisen, sondern auch in den weitesten Schichten des sich für die Sache
lebhaft interessierenden Publikums, auch der Zweifel an der Mög-
lichkeit der Ausführung geschwunden wäre.

Es mag der Mensch mit seinen größeren Tugenden!
Im Laufe von wenigen Jahren wurden in der Schweiz, nach
dem das Bahndirektorium von Nigl seinen Siegeslauf begann,
vierzig Eisenbahnen (theils Bahnstrecken, theils Privatbahnen,
theils System) errichtet, und mit den Beweisen, daß die Sache
meistens lange nicht so schwierig sei, als man Anfangs befürchtete,
erwachte auch der große, geniale Mann, mit Dampf resp. Elektricität
in die Regionen des hohen, ewigen Gletschergebietes einzudringen.
Ein großer Teil der Zweifel, so sehr der edelsten Götter Götter ist
verarmt und verliert sich wenigstens abwärts.

Es ist bezeichnend, daß die Lösung der größten technischen
Schwierigkeiten durch Konstruktionsarbeiten zu erreichen, und sollen
zu diesem Zweck bedeutende Summen als Beile ausgelegt werden.
Einen anderen großen Teil des veranschlagten Rohkapitals, das
vorläufig auf 9 Millionen normiert wurde, werden die Expri-
menten, die übrigens theilweise auf erste Schwierigkeiten stoßen
dürften, beanspruchen. Aber Götter, Götter, der Schweizer
Eisenbahnbau, hat guten Mund, und es ist kein Zweifel, daß ihm
auch die Finanzierung seines Unternehmens gelingen wird, nachdem
er soweit gekommen ist.

Der ganze Bahnbetrieb soll elektrisch mit oberirdischer Leitung
geführt werden. Die hierzu notwendige Kraft (circa 1400 Pferde-
kräfte) sollen die Gletscher der beiden Jülicheren (weiße und schwarze,
im Vergleich mit anderen) liefern und der Transformator
auf der Schiene errichtet werden. Die Abfuhrleistung, die
abgesehen nur auf einen Strecken erreicht wird, beträgt 20 Pst.,
und die beabsichtigte Fahrgeschwindigkeit 9 Kilometer pro Stunde.
Die Wagen sollen geschlossene Götter bilden, und bei einer Anzahl
von 80 Sitzplätzen täglich 400 Personen befördern können. Die
Fahrtzeit von Schiedeg bis zum Jungferntal soll mit Einschluß
der verschiedenen Aufenthaltzeiten circa 1 1/2 Stunden betragen, und
die Betriebskosten 4 Monate, 1. Juli bis 1. Oktober, umfassen.
Welch Gegenstand zu den letzten ersten Bestrebungen der Jungfernbahn,
deren erste im Jahre 1811 und deren letzte um die fünfziger Jahre
herum stattfand.

Wesentlich erleichtert sich nach Vollendung der Bahn auch die
etwa verheerende Jungfernbahn, ihre volle Weisheit und univer-
selle Schönheit in vollster Höhe zu repräsentieren, und die
Verkehrsbedürfnisse mit unüberwindlicher Macht auf ihren Göttern zu
laden. Hier bietet sich dann ein herrliches Bild, eine von Göttern
umflossene, endlich nicht das Auge des entsetzten Pilgers mehr hinaus
nach dem Ranten Wollis zu, über Eis und Schneegewässer hinweg,
und nördlich bietet das ganze Berner Gebiet mit seinen Bergen,
Thälern und Seen das herrlichste, schönste, feinsten Panorama.

Die Trasse führt von ihrem Ausgangspunkte, der kleinen Schiedeg,
einige hundert Meter weiter nach links, als der jetzige Haupt-
bahn, der nur zwischen durch Wälder und Hügel über den bekannten
schmalen steilen Saumpfad hinzieht, aber grüne Hügel und
Höhen direkt an den Göttergöttern, wo sie bei mächtiger Steigung
die ziemlich zur Höhe des Wälders läuft, um dann an dem Götter-
götter vorbei hundert zum Wäld in ungefähr gleicher Höhe sich
fortzusetzen. Hier am Wäldesgötter stellt sich der ernstlichen
Schwierigkeiten, die Errichtung eines 70 Meter langen Tunnels, in
den Wäld, an dessen Abgang eine Zwischenstation mit

dem an der äußersten Grenze Norwegens gelegenen Städtchen
Bardeau ab, lange gegen Ende des Monats am kältesten
Meere an und segelte am 3. August in das Meer hinaus.
Nach fast genau drei Jahren ist sie jetzt zu den heimath-
lichen Gestaden zurückgekehrt.

Hat Hansen auch das letzte Ziel nicht, so hat er doch
außerordentlich viel und Bewundernswürdiges erreicht;
und was er erreicht, wird zweifellos für die Wissenschaft
von hohem, von außerordentlichem Werthe sein. Das an-
gepaunte Interesse, mit welchem man den Ergebnissen seiner
Forschungsbefehle entgegensteht, wird nur noch übertrifft
durch die allgemeine Erregung über die Frage, ob Hansens
Nivale André den Nordpol erreicht hat oder nicht, und ob
er glücklich von seiner kühnen Luftfahrt zurückgekehrt ist. p.

London, 14. August. Jackson, der Hansen zurückbrachte,
telegraphirte dem Organisten der Polarregion, Garmisch:
Hansen war infolge der Ungenauigkeit von Bardeau, Bardeau
Stehenbleiben seiner beiden Chronometer unfähig, festzustellen, wo
er war. Er bemühte sich deshalb, über das Bardeau weilmarsch nach
Spitzbergen vorzudringen. Jackson traf Hansen auf einem Eisfeld
südlich vom Kap Flora, Hansen wußte nicht von der Anwesen-
heit Jacksons im Franz-Josephs-Land und war sehr überrascht, Jackson
zu treffen. Jackson behauptet jedoch die eigenen erfolgreichen
Fahrungen im Franz-Josephs-Land, die er auf Hansen genau festlegte.
Wichtige Neuheiten wurden gemacht.

Stockholm, 14. August. Ein Privattelegramm aus Christiania
an den hiesigen „Blatt unter Rand“ meldet: Als Hansen und
Lieutenant Johannsen „Fram“ verließen, in der Nacht, nicht
zurückkehren, trieb „Fram“ im Eise festend nach Westen. Jackson
ist nicht weiter nach Norden vorgedrungen, als bis zum über-
winterungsorte Hansens auf Franz-Josephs-Land. Der zur Zeit
in Bardeau weilende Professor Nöln hat die wissenschaftliche Aus-
beute der Beobachtungen Hansens als großartig bezeichnet. Es seien
mehrere bisher unbekannte Inseln auf der Karte festgelegt worden.
Hansen wird am Montag Bardeau verlassen.

CTC, Christiania, 15. August. Der „Aftenposten“ zufolge
hebt Hansen in den letzten Viertel in Bezug auf das Schicksal der
„Fram“, deren Führer Verbruggen sich ausgesprochen, benützt hat.
Vor seinem Winteraufbruch auf Franz-Josephs-Land vor Hansen
in Lebensgefahr, indem ein wütendes Bardeau seinen Ruf gerief.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 380. Abend-Ausgabe.

Samstag, den 15. August.

44. Jahrgang. 1896.

Heutzutage hat die Profession eines Heuchlers bedeutende Vorzüge. Es ist eine Kunst, die stets geübt wird, und wenn man sie auch erlernt, so mag man doch nichts gegen sie zu sagen. Alle andern Väter der Menschheit sind dem Tadel ausgesetzt, und Jeder hat die Freiheit, sie offen anzugreifen; doch die Heuchelei ist ein privilegiertes Väter, das mit seiner eigenen Hand aller Welt den Mund verstopft und in Ruhe seiner Ungeheuerlichkeit genießt.

Mollire.

(A. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Leni.

Eine Tiroler Bauerngeschichte von Rudolf Heinrich Greinz.

Beitrag Kapitel.

Ein Monat war seit dem Landesfest Tirols vergangen. Man freute sich bereits mitten im Winter. Die mächtigen Bergeshäupter ragten hehlig in den hellen Winterhimmel. Auch im Thale lag zumeist Schnee, es sei denn, daß der warme Frühling einzelne Landstriche wieder „aper“ machte. Beim Danzberger in Sistrans war in dieser kurzen Zeit manches anders geworden. Die Leute vom Hof und besonders die Danzbergerin selber ließen zwar nicht viel von sich hören. Es ging scheinbar Alles seinen alten Gang. Man merkte aber dennoch, daß etwas im Zuge war.

Der Wäflinger hatte noch eine volle Woche nach dem Schützenfest in Sistrans zugebracht und es beim Dorfwirth hoch hergehen lassen. Er war auch täglich beim Danzberger aus- und eingegangen. Was Wunder, wenn die Leute ganz unumwunden von einer bevorstehenden Hochzeit mit der Leni sprachen. Viele behaupteten sogar bestimmt, es habe bereits ein fester „Verspruch“ stattgefunden. Woher wußte auch die Schneiderin von Land und noch ein hierin erfahrenes Dienbäl aus dem Dorfe selbst seit mehr als zwei Wochen beim Danzberger auf der Erde gewesen!

Nun rißte bald der Hochzeitstag der alten Danzberger heran, zu dem sie alljährlich eine kleine „Festivität“ veranstalteten und das halbe Dorf einluden. Der Danzberger ließ sich an solchen Ehrentagen nicht lumpen. Da würde man schon Näheres erfahren, wie es mit der Leni und dem Wäflinger stünde.

Beim Danzberger waren die Böden und Stiegen im ganzen Haus rein gehalten worden, so sauber, daß man darauf hätte ein „schweinerneßes Brat“ mit Zugemüse essen und noch extra „an Salat anmachen“ können.

Die große Stube zu ebener Erde begann sich allmählich zu füllen. Der Michel und die Wäfler, die ihren Ehrentag feierten, begrüßten die Ankömmlinge und hatten für Jeden ein freundliches Wort. Sie sollten sich nur etwas „zukommen“ lassen, meinte der Danzberger lachend. Hingurig dürfte heute Niemand fortgehen. Dafür war auch keinerlei Gefahr vorhanden. Auf den Tischen wurde aufgetragen, was nur Platz hatte. Wein gab es den besten aus dem Keller.

Eine gewisse erwartungsvolle Spannung unter den Gästen war nicht zu verkennen, die immer mehr wuchs, je mehr die Zeit vorrückte.

An einem der Tische saß der Großknecht des Danzberger, der Thomas, mit dem Dorfshäuer Florian und einer schon ziemlich reifen Diene, der Neß vom Trechtenbauer.

1) Schneider.

„Da schau, Schneider“, flüsterte das Mädchen mit einem Seitenblick auf den Herd, der ziemlich einsichtig am nächsten Tisch saß — „schau“, wie unser Herr Baumknecht die Danzberger Leni anlockt, völlig als wenn er sie auffressen wollte! mit den Augen!“

„Mir scheint, er spürt darauf!“ gab der Schneider leise zurück.

„Dann ist er dumm g'nug!“ flüsterie die Neß hochhast. Sie sah den jungen Burschen gern. Weil sie selbst schon etwas „übertragen“ war, hatte sie gleich auf jedes junge Dienbäl einen „hässlichen Gist“, sobald sie merkte, daß es von den Burschen umworben werde. Die Danzberger Leni lag ihr deshalb nicht wenig im Magen.

„Auf Di sollst er halt spüren, gelt Neß, dann wär' er schon g'scheiter!“ flüsterie sie der Großknecht. Sie hatte eine scharfe Eingekungung auf der Zunge. Der Florian stieß sie aber heimlich mit dem Ellbogen und beglückte sie: „Thu Di nit ärgern! Wehst, auf Di spürt schon auch einer!“

Die Stube war bereits überfüllt. Und immer neue Gäste langten an. Gähliche standen bereits an den Wänden. Ein lustiges Kleeblatt hatte sich auf der Ofenbank heimlich eingerichtet. Aber auch für Heberfüllung war von Seiten der alten Danzberger gefordert worden.

„Es wird Zeit sein, daß wir im Saal droben s' Licht anzünden!“

Mit dem „Saal“ bezeichnete man eine Art Vorflur im ersten Stockwerk, der mit Stiefelstiefeln gepflastert war und von dem ein großer Erker mit vergitterten Fenstern auf die Dorfstraße führte. Im Hintergrund des langen Flures stand ein mächtiger Badesofa, den man bei solchen Festlichkeiten „eigens“ zu heizen pflegte, wenn eben die Jahreszeit schon vorgerückt war. Im Sommer gab es keinen angenehmeren Aufenthalt als in dem „Saal“ beim Danzberger. Schon manche „engere“ Gemeinderathssitzung hatte in dem traulichen Erker stattgefunden.

Eine Menge Gäste strömte jetzt aus der heißen, überfüllten Stube in das lustigere erste Stockwerk hinauf, zumeist jüngere Leute und solche unter den Geladenen, die gerade nicht zu den Erbgessenen des Dorfes gehörten. Die „schweren“ Damen blieben zumeist in der Stube drinnen. Das junge Volk hatte auch noch ein anderes Interesse, sich höher hinaufzusehen. Wenn genug gegessen und getrunken war, setzte es in dem weiten Flur gewöhnlich noch lustige G'stanzeln, welche die Alten drinnen gerade nicht immer zu hören brauchten!

Die Letzten, welche ganz allein über die Stiege nach oben gingen, waren der Vetterlicher Jösl und sein Schilling, der Herd. Der Alte hatte den Burschen gewaltsam von seinem Sitz aufgerissen müssen. „Jetzt kommt!“ drängte er. „Wir passen besser zu den jungen Leut“. Vetterlicher und Maurer können so nobilitäten Progen nit bei ihnen brauchen!

Ein bitterer Zug zeigte sich um die Lippen des Burschen. „Freilich nit!“ murmelte er halb verständnislos vor sich hin. Dann nahm er die Zither, auf der er heute noch keinen Ton gespielt hatte, unter den Arm, und trat mit dem Alten aus der Stube.

Während sie langsam, fast auf jeder Stufe stehen bleibend, zum Saal emporstiegen, sagte Jösl zu seinem Vetterlicher: „Schau“, nimm Dir's nit so zu Herzen. Sie halt halt amal nit zu Dir. Und seit dem Schützenfest ist ihr der Hochmuthstempel schon ganz über'n Kopf ausgeflogen. Laß' ihr ihren Herrschen! Man weiß oft nit, für was es gut ist!“

Der Herd hielt sich einen Augenblick aufschauend an dem schlaftrigen Seil, das, durch eiserne Ringe gezogen,

neben der Stiege an der Wand lief, und nahm dann die letzten drei Stufen mit einem hastigen Sprung.

Herzlicher Willkommen empfing den Vetterlicher. Er setzte sich mit dem Jösl an einen Tisch in der Nähe der Stiege. Im Erker saß die Leni mit einigen Freundinnen, welche sie neugierig dort hin gebelugt hatten, um womöglich aus ihr etwas herauszukriegen. Hatte doch gerade heute der Landbot einen Brief aus Wien für sie gebracht. Von wem anders konnte der sein, als vom Wäflinger!

Der Herd sah gerade so, daß er dem Erker den Rücken drehte. Er hörte nur das lustige Lachen der Leni. Dann zuckte er jedesmal zusammen wie unter einem schmerzlichen Stich. Kaum bewußt, was er that, begann er die Zither zu klingen. Es war ihm ja heute so gar nicht „auspielerisch“ zu Muth.

Der Lärm im Saal begann sich gleich zu legen, und einige Stimmen ermunterten den Spieler, einmal recht was Lustiges zum Besten zu geben. Darunter befand sich auch der Kirchprophet.

„Nur recht was Lustig's!“ rief der Spinnhofer zum Tische des Jösl hinüber, „weil wir no am Leben sind.“ Nachher geht's nimmer so gemüthlich zu, wenn wir amal g'storben sind.

Man hatte sich schon verwundert, daß der reiche Spinnhofer sich freiwillig dazu verstanden hatte, in den Saal zu kommen. Soust war er immer „pumpf“ in der Stube geblieben. Man wollte überhaupt bemerkt haben, daß der Kirchprophet in letzter Zeit auf einmal „g'moan“ und umgänglich mit den Leuten war. Den wahren Grund wußte aber nur der Vetterlicher Jösl. Seine Göllepredigt, der er gelegentlich immer noch einige Richter aufsetzte, hatte offenbar einen guten Boden gefunden und ersprießliche Früchte getragen.

„Freilich wird's nimmer so gemüthlich sein, wenn's uns amal in der Höl' draut zu lauter Burscheleisch haden!“ beilte er sich auch jetzt, gegen den Spinnhofer gewendet, dessen Lustigkeit einen kleinen Dämpfer aufzusetzen.

Derselbe schien aber heute ein besonders gutes Gewissen zu haben und begann mit einer feigen G'stanzung zu singen:

Auf beim Spund,
Wenn mer nimmer leben,
Sein mer nimmer g'mund,
Könn' mer nimmer sagen:
Auf beim Spund!“

Dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus, daß der Sessel unter ihm frachtete.

„Aufspielen will' i Euch schon, weil i einmal da bin!“ erklärte der Herd, aber 's Lustige müßt's Euch selber dazu machen!“

Ein Bursche schien nedisch darauf erwidern zu wollen, wurde aber von seinem Nachbar daran verhindert. Wie weit es mit der Lustigkeit des Herd her fiel, hatten die Burschen schon seit einiger Zeit herausbekommen. Man hatte ihn allgemein gern und achtete ihn. Darum wurde auch kein Wortlein mehr auf seine seltsame Rede laut. Man hat in der größten Bauernstube oft mehr Taktgefühl, als unter den vornehmsten Leuten, wenn es sich um tief greifende Gefühle eines Andern, die geschont sein wollen handelt.

Der unterdrückte Spötter von früher meinte jetzt aufmunternd zum Herd: „So spiel' uns halt die Jnnthaler Kirchtaggsstanzeln!“

(Fortsetzung folgt.)

Anttliche Anzeigen

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 52 Paar Eisen- und 56 Paar Stiefelsohlen für die hiesige Schutzmannschaft soll im Wege der Submissionsverfahren vergeben werden.

Die Stiefel- und Stiefelsohlen müssen nach Maß von Maßstab auf den Fuß gearbeitet, gemäß, einfach gefügt und mit niedrigen Absätzen versehen sein.

Die ganze Lieferung muß binnen vier Wochen, vom Tage der Ertheilung des Auftrages an, erfolgt sein.

Die näheren Bedingungen für die Lieferung sind an den Wochenenden, Vormittags von 8–12 Uhr, Nachmittags von 3–6 Uhr, in dem Zimmer No. 4 des hiesigen Dienstgebäudes, Friedrichstraße No. 32, einzusehen.

Offerten auf die Lieferung sind verschlossen mit der Aufschrift: „Offerte auf Lieferung von Stiefeln und Stiefelsohlen für die hiesige Schutzmannschaft zu Wiesbaden“

unter Beilage eines Probestücks bis spätestens den 25. August 1896 hier einzureichen.

Die erfolgte Mindestforderung gewährt keinen Anspruch auf Hebertragung der Lieferung.

Wiesbaden, den 8. August 1896.
Königliche Polizei-Direktion. A. Prinz v. Ratibor.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 109 Paar weißen, wasserdichten Handschuhen für die hiesige Schutzmannschaft soll im Wege der Submissionsverfahren vergeben werden.

Die Handschuhe müssen nach Maß von Maßstab gefertigt, einfarbig und gut haltbar sein.

Die ganze Lieferung muß binnen vier Wochen, vom Tage der Ertheilung des Auftrages an, erfolgt sein.

Die näheren Bedingungen für die Lieferung sind an den Wochenenden, Vormittags von 8–12 Uhr, Nachmittags von 3–6 Uhr, in dem Zimmer No. 4 des hiesigen Dienstgebäudes, Friedrichstraße No. 32, einzusehen.

Offerten auf die Lieferung sind verschlossen mit der Aufschrift: „Offerte auf Lieferung von Handschuhen für die hiesige Schutzmannschaft zu Wiesbaden“

unter Beilage eines Probestücks bis spätestens den 25. August 1896 hier einzureichen.

Die erfolgte Mindestforderung gewährt keinen Anspruch auf Hebertragung der Lieferung.

Wiesbaden, den 8. August 1896.

Königliche Polizei-Direktion. A. Prinz v. Ratibor.

Bekanntmachung.

Die Herren Ärzte, Zahnärzte und Heilärzte werden auf die Bekanntmachung des Herrn Ministers der geistlichen pp. Angelegenheiten vom 22. Juni 1896, betreffend den Vertheil mit Hart wirkenden Arzneimitteln, abgedruckt im Regierungs-Anzeigblatt No. 30 vom 23. v. M., hierdurch noch besonders aufmerksam gemacht.

Wiesbaden, den 7. August 1896.

Königliche Polizei-Direktion. A. Prinz v. Ratibor.

Bekanntmachung.

Die befristete Wiste der hiesigen Bürger liegt vom 15. bis 30. August d. J. im Rathhaus, Zimmer No. 68, während der gewöhnlichen Dienststunden zur Einsicht offen.

Während dieser Zeit kann jedes Mitglied der Stadtgemeinde gegen die Richtigkeit der Wiste bei dem Magistrat Einspruch erheben.

Wiesbaden, den 14. August 1896.

Der Magistrat. In Vert.: Geh.

Stadtbanamt, Abth. für Canalisationswesen.

Verdingung.

Die Herstellung einer Canalisationsleitung in der Wilhelmstrasse, von der Ecke des hiesigen Rathhauses bis zum hiesigen Rathhaus, gemäss des Profils 96/50 Gmtr., Länge 50 Gmtr., soll zu festem vorbestimmtem Abrechnung der Leistungen wiederholt vergeben werden.

Zeichnungen und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsdienststunden im Rathhaus, Zimmer No. 68 a, eingesehen, aber auch von dort gegen Zahlung von 50 Pf. bezogen werden.

Vollständig verschlossene und mit entsprechender Aufschrift versehene Angebote sind bis spätestens Dienstag, 18. August 1896, Vormittags 10 Uhr, zu welcher Zeit die Eröffnung der Angebote in Gegenwart eines vereinigter Väter stattfinden wird, bei der unterzeichneten Stelle einzureichen.

Wiesbaden, den 13. August 1896.

Der Obergeringieur. Frensch.

Freiwillige Feuerwehr.

Die Mannschaften der Saugpistolen, Handpistolen u. Retter-Abtheilungen des 2. Zuges werden auf Montag, den 17. August d. J., Abends 7 1/2 Uhr, zu einer Uebung in Uniform an die Heimen geladen.

Mit Bezug auf die §§ 17, 19 u. 23 der Statuten, siehe Seite 11, Absatz 8, der Dienstordnung wird vündliches Erscheinen erwartet.

Pünktlich zu der angegebenen Zeit wird verlesen und werden die dabei Feststehenden gestraft.

Wiesbaden, den 13. August 1896.

Der Branddirector. Scheurer.

Bullen-Versteigerung.

Montag den 21. d. M., Nachmittags 3 Uhr, wird auf dem Rathhaus zu Kuringen ein zur Nachzucht untauglich gewordener, gut genährter Gemeindegulle meistbietend versteigert.

F 436

Kuringen, den 15. August 1896.

Schmitt, Bürgermeister.

Nichtamtliche Anzeigen

Für das Garnison-Casino in Wiesbaden (2 Bataillone Infanterie, 1 Abthell. Artillerie) wird zum 15. September ein neuer Consonom gesucht. Meldungen schriftlich unter beigefügten Zeugnissen oder persönlich möglichst umgehend, wegen Ausdrücken ins Mandat, im Casino, woselbst die Bedingungen eingesehen werden können.

Die Direction. F 468

Prima Rartoffeln

per Kumpf 17 Pf., per Centner 2 M., Zwiebeln per Pfd. 5 Pf., 10 Pf. 43 Pf. Kirchauer, Weidmühlstraße 27, Ecke Dellmannstr.

zum Einmachen, direct vom Baum, empfiehlt Haas, Tammstraße 47.

Wirabellen

